

LEO PERUTZ

Aus dem Roman
„St. Petri-Schnee“

Der heimliche Kaiser

In dem westfälischen Dorf Morwede vollziehen sich seltsame Geschehnisse, in denen Phantasie und Wirklichkeit geistvoll ineinander verschlungen sind. Durch dichten Nebel kämpft der neue Dorfarzt sich zur Klarheit.

Es kann kein Zufall gewesen sein, daß ich damals, als ich aus dem Försterhaus ins Dorf zurückging, am Rande des Kiefernwaldes dem Freiherrn von Malchin begegnete. Es war früh am Vormittag, er hatte gejagt und zwei Vorkühner und einen Habicht geschossen, aber schon damals hatte ich den ganz bestimmten Eindruck, daß er nicht weit von der Stelle, wo der Fußweg den Wald verläßt, auf mich gewartet hatte. Ich weiß heute, worum es ihm ging: Je mehr sich seine Untersuchungen ihrem Abschluß näherten, desto stärker wurde in ihm der Drang, sich mitzuteilen. Es gibt ein seelisches Gleichgewicht, das gefährdet wird, wenn man sich selbst zum Schweigen verurteilt. Der Baron mußte sprechen.

Ein Jahr hindurch hatte er sein Geheimnis mit Bibiche geteilt, die seine Mitarbeiterin war, über manches mochte er in früheren Zeiten wohl auch mit dem Pfarrer gesprochen haben. Der Pfarrer hatte ihn enttäuscht. Der Baron fand bei dem alten Mann einen stillen Widerstand, den er nicht zu überwinden vermochte. Er suchte einen Menschen, vor dessen Augen er das gewaltige Gebäude seiner Pläne und Gedanken von neuem erstehen lassen konnte. Zu mir, dem Sohn seines verstorbenen Freundes, hatte er vom ersten Tag an Vertrauen gefaßt.

Ich trat aus dem Wald und stand unter einem klaren, bläulichen Himmel. Die Eisnadeln auf den Zweigen der Kiefern flimmerten im Licht einer bleichen Sonne. Vom Dorf her, dessen roten viereckigen Kirchturm man noch nicht sah, kam verlorenes Hundegebell.

Der Baron erblickte mich und kam mit dem



Jagdgewehr in der Hand über die Moorwiesen auf mich zu.

„Guten Morgen, Doktor!“ begrüßte er mich. „Gehen Sie hier nicht weiter, Sie werden gleich bis zu den Knien im Schnee stecken. Kommen Sie, ich führe Sie einen besseren Weg.“

Er sprach zuerst von seinen Gästen, die am Tag zuvor abgereist waren — ich hatte sie nur einmal flüchtig zu Gesicht bekommen —, und dann von der Jagd. Eine Zeitlang war nur von Kurzhaarrüden und Pirschgängen, vom Rehbock und vom schottischen Moorhuhn die Rede. Ich weiß nicht mehr recht, wieso wir dann auf das Gebiet der Politik gerieten.

Der Freiherr von Malchin bekannte sich als Anhänger der Monarchie und als Verfechter der Legitimität, die er als Bindung an einen höheren Willen definierte. Die Vorsehung — erklärte er — sei in der Vererbung wirksamer als im Willen des Volkes, — wenn es so etwas wie den Willen des Volkes überhaupt gäbe, was man ihm, dem Baron, erst beweisen mußte. Die Monarchie bedurfte für ihn keiner soziologischen Rechtfertigung aus unserer oder aus irgend einer Zeit. Sie war nicht zeitgebunden, sie war für ihn auch nicht etwa die bessere Staatsform, sondern einfach die einzig berechnete. Der Glaube an sie war ein Bestandteil seiner Religion.